

Walfred Zobel

Walfred Zobel, (geb. Sonntag 1368 in Dortmund, gest. 1426 auf oder über Island), gilt allgemein als Entdecker der Zukunft.

Walfred Zobel wurde am Brackeler Hellweg in Dortmund geboren, den er außer für seine jahrzehntelange und weitschweifende Reisetätigkeit kaum verließ. Seine Geburt fiel in die Zeit der „Soester Fehde“ in Brackel, jene Epoche blutrünstiger Sangeswettkämpfe, die ganze Generationen von Westfalen für hohe Frequenzen taub gemacht haben (Siehe auch: „Nachtruhe von Unna/Ende der Soester Fehde“). Zobel war das achte Kind von Irmtrud und Magda Zobel, die beide einer langen Linie von Dortmunder Tuchtunkerinnen entstammten. Frühere Biografen, die Zobel als „gut betucht“ und damit wohlhabend dargestellt haben, scheinen hier einem Übersetzungsfehler aus dem Altniederplattfälischen aufgesessen zu sein. Zobel selbst hat sich nie viel aus Geld gemacht, wie er in der Widmung seines ersten Gedichtbands „Ich hab' mir nie viel aus Geld gemacht“ so schön umschreibt:

„Dem Gelde aber stets abhold
bei Tag und Nacht ein wack'rer Bold
dabei so trunken wie zehn Kölner
so beliebt als wie ein Zöllner

Soester Schädel sind mein Kobel
So verbleibt ihr: Walfred Zobel“

Den Brackeler Hellweg zu Zobel's Zeiten muss man sich als karge Endmoränenlandschaft vorstellen, frequentiert nur von hungerleidenden Leibeigenen in grob gewirktem Linnen sowie von wurmbefallenen Wildhunden, die auf dem Gesäß einher rutschend sich von ihrem Juckreiz zu befreien suchten - also im Grunde so wie heute, nur ohne Straßenbahn.

Im zarten Alter von 5 Jahren begann Zobel seine Ausbildung zum Tuchtunker, die den damaligen Gildenstandards entsprach und also Lesen, Schreiben, die Falknerei, doppelte Buchführung sowie ab dem 15. Lebensjahr Reiten, Fechten und Küssen beinhaltete. Das eigentliche Tunken des Tuchs hat sich Zobel jedoch nie erschlossen, zum Teil auch, weil er bereits vor seiner Meisterprüfung das Weite suchte und auch fand. Auf seiner ersten Walz, die ihn nach Hildegrad in Litauen führte, kam er mit der Bibel in Berührung, die ihm der dortige Pfaffe wegen Zobel's Begriffsstutzigkeit mehrfach „vor das Koppstück“ schlug, wie Zobel in einem Brief an Magda Zobel schreibt. Die schweren Gehirnerschütterungen blieben nicht ohne Folgen: Zeit seines Lebens litt Zobel an der Ruhr, die ihm „als Fluss irgendwie unzulänglich“ erschien.

Auf seiner zweiten Reise zog es Zobel in die Schweiz,

und zwar buchstäblich, denn sein erstes Tunktuch hatte sich im entscheidenden Moment kurz vor dem Absenken in einem vorbeifahrenden Postkarren verfangen und den jungen angehenden Tuchtunker mit sich gerissen. Kaum im Kanton Bern angekommen, plagte ihn schlimmer Hunger, so dass er sich als Schreiber im dortigen Postamt verdingte. Hier begann nun die berühmte „Berner Brillianz“, jene sagenumwobenen drei Wochen, in denen Zobel die entscheidenden Ideen entwickelte, die die Zukunft nicht nur prägten, sondern schlechthin auslösten. Zobel selbst beschreibt als Ausgangspunkt seiner Überlegungen zum einen die Nachwirkungen der Hildegrader Gehirnerschütterungen („nur ein recht erschüttertes Hirne wie das meyne kann darob die wildesten Gedanken hegen“), zum anderen die markzersetzende Langeweile in Bern. In der Folge entstand Zobels inzwischen berühmt gewordenes Gedankenspiel, in dem er sich fragte, was er wohl hören könne, wenn er auf dem gesprochenen Worte selbst reiste. Nur wenige Gedankenexperimente haben sich als ähnlich prägend für das menschliche Weltbild erwiesen, darunter vielleicht „Schrödingers Katze“ oder das „Bekenntnis der Bochumer Besitzlosen“ (Mach mal die Augen zu, was du dann siehst, das ist deins!). Das angesprochene Gedankenexperiment Zobels erwies sich jedoch für den Urheber selbst als zu komplex. Selbst sein engagiertester Apologet, Fritz-Moritz Müritz, kommt am Ende einer längeren Analyse widerwillig zu dem Schluss, dass Zobel wohl „einfach zu dumm“ war, um das

Experiment erfolgreich zu Ende zu bringen. In der Folge jedenfalls kam in Zobel der unbändige Wunsch auf, die Arbeit am Experiment zu vertagen. Er schrieb hierauf eine brennende Abhandlung, in der er darlegte, dass außer Gegenwart und Vergangenheit noch eine andere Dimension für das Abarbeiten von Aufgaben in Frage kommen müsse, die allerdings noch unbekannt sei. Von dieser Abhandlung wissen wir nur aus Zobels Abschriften seiner eigenen Briefe, da das Original, wie bereits erwähnt, vollkommen verbrannte. Dass Zobel hiermit auch als Erfinder der inzwischen allgegenwärtigen Prokrastination gilt, ist unbestritten. Er ist somit seit dem Hochmittelalter Schutzheiliger der Studentinnenschaft und Namenspatron des alljährlich vergebenen Friedens-Zobel-Preises, der an Personen vergeben wird, die durch Untätigkeit Gutes bewirken.

Schon zu Zobels Lebzeiten umstritten aber ist seine Alleinstellung als Entdecker der Zukunft. Hinterher hatten es mal wieder alle schon vorher gewusst - allein, Zobels Pioniertat konnte man ihm letztlich nicht absprechen.

Als eifrigster aller Kritiker wies der Gelsenkirchener Dietnot Griesmatz in zahlreichen Pamphleten darauf hin, dass er doch allgemein als Vordenker der Vorfreude bekannt sei, und die Vorfreude ja das Prinzip Zukunft impliziere.

Historiker der Gegenwart, aber auch schon Gegenwartsforscherinnen der Vergangenheit haben Griesmatz zwar als Vor-Freudianer anerkannt, sprechen und sprachen ihm

jedoch weitgehend jede Zukunft ab. Griesmatz starb denn auch vollkommen verarmt und verbittert im Oberhausener Exil. Berichten des hinzugerufenen Sportmediziners zufolge waren Griesmatz' letzte Worte, er habe sein Leben der Vorfreude geopfert.

Freilich hatte Zobel selbst für die neu entdeckte Dimension noch keinen Begriff. Das heute gebräuchliche Wort „Zukunft“ entstand erst im 16. Jahrhundert als Kompositum aus „Zuckung“ und „Vernunft“, das der glühende Zobelverehrer Martin Luther in weitgehender geistiger Umnachtung während seiner Geiselhaft in Neapel ersann. Der neu erschaffene Begriff wird von Luther auch direkt 19 mal in seiner Bibelübersetzung benutzt, während die katholische Einheitsübersetzung mit sieben Erwähnungen der Zukunft auskommen muss. Dass der Katholizismus also weniger Zukunft als der Protestantismus habe, war von Anfang nicht qualitativ, sondern rein quantitativ gemeint gewesen.

Schlusspunkt der Berner Zeit war Zobels nur mündlich überlieferter Ausruf „Das kann doch nicht alles gewesen sein!“, den seine Zechkumpane als Zobel'sche Vermutung kolportierten. Es folgen die verlorenen Jahre der Zobelforschung, also die Zeit zwischen seinem 17. Lebensjahr und seinem Tod. Erst 1426 weisen ihn die Quellen der Isländer Thingversammlung wieder nach, wo ihm unter kundiger Begleitung der Besuch der Geysire im Inland erlaubt wird. Hier kommt er nach Augenzeugenberichten direkt über einem

gerade ruhenden Geysir zum Stehen und kurz darauf ums Leben, obwohl ihm mehrfach nahegelegt wurde, sich aus dem Staub zu machen, wenn das Pfeifen losgeht. Zobel jedoch - Spätfolge der Soester Fehde - war für hohe Frequenzen und gut gemeinte Ratschläge taub. So verdampfte Zobel wie so viele Genies vor und nach ihm am Ende eines viel zu schnellen Lebens. Noch heute pilgern Zobelaner zum Brackeler Hellweg in die Pizzeria Sirtaki, unter deren Fundament sich einst eine Gedenkplakette für den berühmtesten Sohn Brackels und großen abendländischen Denker befunden haben könnte. Die Gegenwart verdankt ihm ihre Zukunft.

#